



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das Kaffernland in alter Zeit.

die Kulissen usw., hatte ein kurz zuvor eingetretener Postulant, seines Zeichens ein Buchdrucker, in der edlen Malerkunst aber Autodidakt, in unvergleichlicher Promptheit recht gefällig und nett hergestellt. Die Szenerie zeigte uns einen germanischen Urwald mit einer heidnischen Opferstätte; an einer Eiche hing nebst dem Opfermesser ein kahler Pferdeschädel. Das Spiel selbst versetzte uns in die Zeit, da Winfried oder St. Bonifatius Deutschlands Gauen durchzog, um unseren Altvordern durch Wort und Tat das Evangelium zu verkünden. Die Aufgabe war schwer, die kriegerischen Stämme, die jede Unbill sofort in blutiger Weise rächten, konnten nur schwer an einen Gott glauben, der einem Opferlamme gleich stumm und ohne Widerstand in den Tod ging. Dagegen wurden diese rauhen Krieger von der Liebe und Unschuld des armen Jesukindes mächtig angezogen, und zuletzt endete der Kampf zwischen Heidentum und Christentum mit einem glänzenden Siege des Welterlösers. — Die Studenten, meist junge Leute von 17 bis 20 Jahren, machten ihre Sache prächtig und verdienten vollaus den lebhaften Applaus, der ihnen nach jedem Aufzug des vieraktigen Stückes zuteil wurde. Für die nötige Abwechslung sorgten mehrere „lebende Bilder“, sowie Gesänge und musikalische Vorträge.

Allgemein wurde der Wunsch laut, das schöne Spiel, — es führt den Titel: „Das Gotteskinds Sieg im Wodanshain“ — das für die heilige Weihnachtszeit und für künftige Missionare ganz vorzüglich paßte, ein zweitesmal aufzuführen, ein Ansinnen, dem tatsächlich am Feste der heiligen drei Könige entsprochen wurde.

Uns alle befehlte nur noch der eine Wunsch, der hl. Joseph und das liebe Jesukind, das er auf den Armen trägt, mögen uns recht viele brave Postulanten und Priesteramtskandidaten zuführen. Kurz vor Weihnachten kam bei unserm Neubau ein zweiter Flügel, der speziell für unsere Studenten und Professoren bestimmt ist, glücklich unter Dach. Wir hoffen, daß er bis Mitte Mai oder anfangs Juni bezogen werden kann. Damit ist für neue Böglinge und Ordenskandidaten ein schöner, gesunder und ziemlich geräumiger Platz gewonnen. Wer fühlt sich von Gott berufen, hier einzuziehen? Wegen der näheren Aufnahmebedingungen wende man sich an den Superior unseres Missionshauses „St. Paul“, Post Walbeck, Rheinland.

P. Dominikus.

Das Kaffernland in alter Zeit.

(Fortsetzung.)

Der Kaffer ist bekanntlich kein Freund der Arbeit, er wählt daher seinen Wohnsitz da, wo er meist von der Jagd leben kann, oder wo Hirse und Reis ohne viele Mühe gedeiht. Solche Plätze finden sich aber nicht allzu leicht, weil sich hier in Sofala die Leute in Gemeinden von drei- bis viertausend Personen zusammenhalten.

Wollen sie ihren Wohnplatz verlassen, was nur aus wichtigen Gründen und auf den Rat des Häuptlings geschieht, so stecken sie ihre aus Holz und Stroh erbauten Hütten in Brand und machen sich nach einem andern geeigneten Platze auf, den sie inzwischen auskundschaftet haben. Die Männer tragen ihre Bogen, Pfeile und sonstigen Waffen, die Weiber das Haus- und Küchengerät, das aus einem Kessel, worin sie Reis und Hirse kochen, sowie aus einigen Töpfen und Schöpflöffeln besteht. Die neuen Hütten sind in wenigen Tagen aufgebaut und eingerichtet. Sie schlafen auf Streu oder

Vinsenmatten, die sie zur Winterszeit an ein in der Hütte brennendes Feuer rücken. Um stets das nötige Brennholz in der Nähe zu haben, wohnen sie mit Vorliebe in der Nähe eines Waldes.

Solange die Jagd hinreichend Fleisch liefert, verlangt der Kaffer keine andere Speise. Fleisch zieht er überhaupt allem vor; fehlt es an Wild, so verzehrt er Affen, Mäuse und alle Arten von Fische. Gemüse liebt er nicht. Reis und Hirse dagegen sind ihm stets willkommen, weil er sich daraus ein angenehmes Getränk bereitet, das er „Bombe“ nennt. Die Zubereitung ist einfach. Man läßt Reis und Hirse zwei bis drei Tage in Wasser aufquellen und zerstampft sodann die Masse in einem Mörser zu Brei. Nun setzt man einen Stiesel ans Feuer, füllt ihn zur Hälfte mit Wasser und wirft, wenn es siedet, allmählich von dem oben genannten Reis- und Hirsebrei in gleichen Quantitäten hinein, und rührt die Mischung fleißig um, bis sie hinlänglich gekocht hat. Nun läßt man das Gebräu erkalten, benützt die Trester als Speise und das übrige als Getränke. Dieses Bombe, das man fast jeden Tag frisch braut, weil es schnell sauer wird, wirkt ziemlich berauschend und wird von den Kaffern bei Biergelagen und sonstigen Festlichkeiten oft im Uebermaße genossen.

Ein anderes Getränk bereiten sie aus gewissen Kräutern, die sie trocknen und zerreiben. Sie nehmen das Pulver in den Mund, und spülen es mit Wasser hinab. Viele versichern, daß sie nach solcher Medizin mit Leichtigkeit einen ganzen Tag lang auf jede Nahrung verzichten können.

Der Schwarze ist in hohem Grade abergläubisch. Er unternimmt keine Reise, keine Familienangelegenheit, keine Feldarbeit, oder sonst etwas von nur halbwegs bedeutendem Einfluß, ohne vorher das Los oder einen Wahrsager zu befragen. Entspricht der Erfolg der erteilten Auskunft nicht, so muß es der Wahrsager in empfindlicher Weise büßen; man wirft ihm ungescheut die größten Beleidigungen an den Kopf oder verweigert sich sogar zu körperlicher Mißhandlung. Man kann dies um so eher wagen, weil die Zauberer ihre Kunst nur im Geheimen ausüben dürfen; denn der König ist da sehr eifersüchtig. Er allein ist der rechtmäßige Zauberer im Land, und kein anderer darf es wagen, auf diesen Ehrentitel Anspruch zu machen.

Was aber tun? Die Zauberer sind verpönt, den König kann und darf man nicht wegen jeder Kleinigkeit fragen, die Zukunft aber möchte man doch um jeden Preis wissen. Der Kaffer weiß sich zu helfen. Er greift zum Los. Jeder trägt beständig einige kleine runde Holzstückchen, die in der Mitte durchbohrt sind, bei sich und bedient sich ihrer nach Art der Würfel, indem die Zahl der oben befindlichen Löcher als Anhaltspunkt für seine Vermutungen dient. Diesem Glücksspiele sind die Schwarzen so leidenschaftlich ergeben, und sie greifen immer wieder dazu, auch wenn sie hundertmal aufs schmachlichste getäuscht wurden.

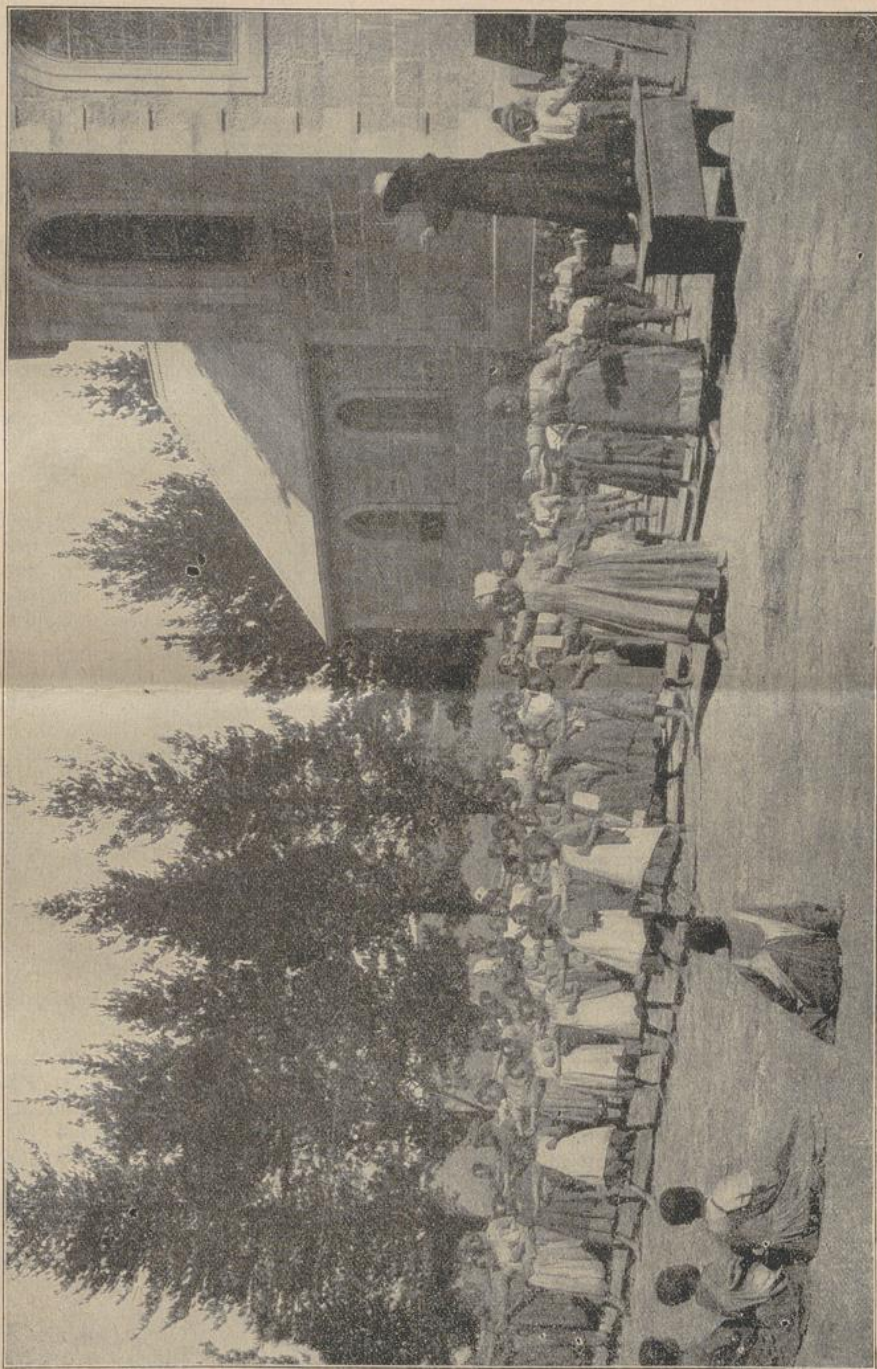
Einige Kaffernstämme haben sogar, was hierzulande eine große Ausnahme ist, plumpe, aus Holz geschnitzte Götzenbilder, die sie durch Werfen der soeben genannten Würfel befragen. Gefällt dem Fragesteller die Antwort nicht, so wiederholt er den Wurf. Ist auch dieser und vielleicht auch ein dritter und vierter ungünstig, so setzt es für den Götzen Ohrfeigen und Fußtritte ab. Befriedigt sich der Bescheid auch jetzt noch nicht, so röstet er ihm Hände und Füße mit einem Feuerbrand, oder legt ihm einen Strid um den Hals und taucht ihn bis über den Kopf ins Wasser, will aber alles nichts

helfen, so nimmt er ihn und schlägt ihn in tausend Stücke. —

Besonders eifrig befragt der Kaffer das Loß, bevor er sich zur *Heirat* entschließt. Fällt dasselbe günstig aus, so begibt er sich zu den Eltern seiner Auserwählten und verhandelt mit ihnen über den Kaufpreis, den er für deren Tochter zu zahlen hat und der in der Regel in einer bestimmten Anzahl von Kindern oder Schafen besteht. Ist der Handel abgeschlossen, so versammeln sich die Verwandten des Brautpaares im Hause der Braut; der Bräutigam aber muß sich nach einem Manne umsehen, der imstande ist, ihn dorthin zu tragen, und zwar ohne ihn abzustellen und ohne auszuruhen. Gelingt dies nicht, so kann die Hochzeit an diesem Tage nicht mehr stattfinden, sondern muß auf einen anderen verschoben werden. Vollbringt aber der Träger glücklich sein Geschäft, so wird die Hochzeit unter großem Jubel gefeiert, und werden sämtliche Gäste mit Fleisch, Pombe und andern Herrlichkeiten reichlich traktiert.

Uebrigens ist die kaffrische Frau bloß die Skavin ihres Mannes. Er hat sie wie eine Ware gekauft, und kann sie, wenn sie ihm nicht gefällt, wieder zurückschicken. Der Frau dagegen ist es nicht erlaubt, aus eigenem Antrieb den Mann zu verlassen und einen andern zu nehmen. Natürlich herrscht unter den Heiden Polygamie, und jeder kann sich so viele Frauen kaufen, als ihm beliebt. — Die Schönheit eines Mädchens wird namentlich nach der Schwärze ihrer Hautfarbe beurteilt; je schwärzer, desto schöner, heißt es beim Kaffer, und keiner wird

ein Mädchen heiraten, das einen weißen Fleck am Leibe hat; den kann sie nach ihrer Ansicht nur vom Teufel haben, den sie sich weiß vorstellen. Uebrigens kommt es vor, daß Kinder, über deren echt kaffrische Abstammung gar kein Zweifel ist, weiße Hautfarbe und brennend rote



Turnübungen kaffrischer Schulmädchen. (Gelegentlich vorgeschrieben.)

Haare haben. Der portugiesische Feldherr Jeronimo Coutinho wollte ein solches Mädchen, das außerdem ganz helle Augen hatte, mit sich nach Portugal nehmen, doch es starb auf dem Wege zwischen der Insel St. Helena und Madeira.

Die Schwarzen lieben ihre Kinder sehr und sorgen auch für deren Zukunft, obschon der eigentliche Herr und Gebieter über Hab und Gut seiner Untertanen der Häuptling ist. Es ist daher im Kaffernlande gar nicht ratsam, erheblichen Reichtum aufzustapeln, denn jeder Reiche darf überzeugt sein, daß über kurz oder lang eine Anklage gegen ihn erhoben wird, die zur Folge hat, daß er als schuldig erklärt und sein ganzes, mühsam erworbenes Habe dem König zugesprochen wird.
(Fortsetzung folgt.)

Die Vorläuferin des Herrn im Zululand.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.

(Fortsetzung.)

Inzwischen hatten Geheimboten, dem Könige Dinizulu, der seit längerer Zeit in Maritzburg weilte, alles hinterbracht, was sich im Königskraale zugetragen: Nomjiba, die Perle des Zuluvolkes, sei nach der kathol. Missionsstation Emoyeni entflohen, dort weile auch Prinz Sageni, beide seien Christen, ja selbst Dhlavela, der Kronprinz, zeige eine ganz bedenkliche Vorliebe fürs Christentum usw. — Die Folge war, daß der König sofort einen seiner angesehensten Räte mit dem Auftrage betraute, Nomjiba schleunigst von der Missionsstation zurückzuholen.

Letzterer aber, ein brutaler Heide, rechnete sich diesen Auftrag zu hoher Ehre an. Er nahm einen Gefinnungs-genossen als Begleiter mit, eilte nach Emoyeni und verlangte dort stürmisch die sofortige Rückkehr Nomjibas. Der P. Missionär wußte, daß hier Widerstand nur geschadet hätte und willigte daher, wenn auch schweren Herzens, ein, daß Maria bis auf weiteres zurückkehre. Diese warf noch einen langen, schmerzlichen Blick auf die traute Missionsstation, wo sie so hohe Gnaden und Segnungen empfangen hatte, und machte sich dann mit den beiden schwarzen Kriegern, die stets ein scharfes Auge auf sie hatten, auf den Weg, heim nach dem heidnischen Königskraal. —

Skaum hatten sie die Missionsstation hinter sich, als sich der erste Induna in gebieterischer Haltung vor sie hinstellte mit der Forderung, ihre christlichen Kleider abzulegen. Als Ersatz bot er ihr ein Brust- und Lententüchlein an, wie es die heidnischen erwachsenen Mädchen zu tragen pflegen. Mit tiefer Entrüstung weist Maria dieses Ansinnen von sich. Die beiden Heiden gebrauchen Gewalt und wollen ihre Hände fesseln; da ruft ihnen die schwarze Prinzessin die drohenden Worte zu: „Wer gibt euch das Recht, mich so zu behandeln? Ich sage euch, die Assegais meiner Brüder werden sich blutig färben, wenn ihr nicht auf der Stelle von mir ablasst!“

Das wirkte; erschrocken ließen die Männer sie los. Maria schritt in stolzer Haltung vor ihnen her, während sie schweigend in ernsten Gedanken folgten. Es kam die Nacht, die sie mitten im Walde zubringen mußten. Maria tat bald, als schlafe sie fest, während sie in Wirklichkeit bloß die Stunde abwartete, bis ihre sorglos gewordenen Häscher tief eingeschlafen waren. Dann empfahl sie sich dem Schutze der göttlichen Vorsehung, ihrer großen Patronin, der allerheiligsten Jungfrau, und ihrem hl. Schutzengel, schlich sich leise vom Lagerplatze weg und eilte wie ein geschlechtes Reh in den großen, dunkeln Wald hinein! Stunde um Stunde arbeitete sie sich durch das wilde Gestrüpp hindurch, zeitweilig auf Händen und Knien kriechend, bis sie endlich ganz erschöpft zusammenbrach.

„Sprich nicht von des Feuers Wüten,
Nicht vom Zorn der wilden Wasser,
Nicht vom Göttergroll: die Menschen
Sind der Menschen wilde Hasser.“

(Webers Dreizehnlingen.)

Wer beschreibt den Aerger und den Verdruß der beiden Männer, als sie erwachten und die Gefangene nicht mehr bei sich erblickten! Was konnten sie anders denken, als sie sei geraden Weges zur Mission zurückgeeilt? Also zurück nach Emoyeni! Sie fordern von P. Rouffet die Herausgabe des Mädchens. Dieser erklärte gelassen, Maria sei nicht zurückgekommen und läßt sie, da sie ihm nicht glauben wollen, alle Räumlichkeiten durchsuchen. Endlich ziehen die beiden Häscher in wildem Zorn und mit lauten Verwünschungen ab. Sie eilten heim, die Sache im Königskraale zu melden.

Und Maria? — Diese hielt sich einige Tage mitten im Wald in einer Höhle versteckt, betete und vertraute auf Gott. Furcht kannte sie nicht; sie war das Leben in der Wildnis schon gewohnt. Ihren Durst stillte sie aus dem neuen Bach, suchte einige Waldbeeren und freute sich, in ihrer Lebensweise den alten Einjiedlern ähnlich zu sein, deren Legende sie gehört hatte. Zuletzt aber eilte sie doch wieder der Missionsstation zu und erzählte ihrem geistlichen Vater von den Abenteuern, die sie durchgemacht hatte.

Ihr Friede war von kurzer Dauer. Nach vierzehn Tagen erschienen abermals Boten aus dem Königskraal; sie kamen diesmal zu dreien und waren beritten. Auch brachten sie einen Brief vom Prinzen Sageni (Johannes); er lautete folgendermaßen:

„Buya, dade wetu, komme zurück, Schwester, komm' ohne Verzug! Die Kunde von deiner Laufe ist zu den Ohren des Königs gekommen und er will nicht zugeben, daß du in der Stadt der abelungu (Weißen) weilest. Du sollst hier im Königskraale gefangen gehalten werden, bis er selbst zurückkommt. Ich selbst aber soll, falls ich nicht meine Kleider und meinen christlichen Namen ablege, vom Waterhause fortgejagt und als ein Verstoßener betrachtet werden. Drum komme bald, damit ich dich noch einmal sehe! Dhlavela, unser Bruder, ist im Herzen schon Christ und wartet bloß auf eine günstige Gelegenheit, es offen zu bekennen. Auch Fisihi, deine kleine Schwester, freut sich sehr auf dich! Ich habe sie heimlich schon in vielem unterrichtet, und auch sie will getauft werden. Sala kahle, lebe wohl!“

Dein Bruder Johannes.

Der Brief war für Maria ein großer Trost. Namentlich freute sie sich über Dhlavela, der ja in Bälde ebenfalls Christ werden wollte, und die kleine Fisihi wollte sie das nächstmal zur Missionsstation mitnehmen; denn die abermalige Flucht stand schon jetzt in ihrem Herzen fest. Vorläufig allerdings mußte sie heim; die Boten drängten zum Aufbruch. Man bot ihr ein Pferd an, das sie mutig bestieg. Der jüngste der Männer führte das Pferd am Zügel, die beiden andern ritten rechts und links; an eine Flucht war da nicht zu denken. —

Im Königskraal begegnete Maria nur finsternen Gesichtern. Bald erschien der älteste der königlichen Indunas (Beamten) und erklärte, der König habe ihm volles Recht über sie eingeräumt und befohlen, sie im Königskraal gefangen zu halten. Seine erste Forderung sei, daß sie nun sofort die christlichen Kleider ablege und sich mit Perlen schmuck bekleide, wie es sich für eine Prinzessin des Zuluvolkes gezieme.